

Zwiefach sei gegrüßt, vergossenes Heldenblut! Wo deine heiligen Tropfen in die Erde rannen, da erblühe aus ihrem Schoze Gesittung und Menschlichkeit und sie sei gesegnet, und wenn es im Lande der Feinde wäre!

Dreimal festig und viermal, ihr Kinder und Enkel eines Heldengeschlechts! Bleibt ihr nur dem Geiste der Väter getreu, so wird Segen ruhen auf eurer Aussaat und eurer Ernte, auf dem Kind schon im Schoze der Mutter, auf dem Herd eures Hauses, und Heldengenien werden euch wie gute Engel schirmend umschweben — für und für!



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von Wilhelm Greiner.

IV.



eltsame Erlebnisse in Alt-Nürnberg. Nürnberg ist immer der interessanteste und originellste Mittelpunkt fränkischen Wesens gewesen. Heute ist das altfränkische, reizvolle Bild der hochgefürmten, mauerumgürteten Stadt voll Kraft und Stolz und traurlicher Winkelpoetie zugleich jedem gebildeten Deutschen als das schönste Ruhmesmal kraftvollen Bürgersinnes aus großer Vergangenheit tief ins Herz geprägt. Die Romantiker haben es dereinst aus dem Dornrösenschlaf erweckt; die getreuen Wandergenossen Tieck und Wackeroder haben mit schwärmerisch zarten und glutvoll begeisterten Worten wieder die Ehrfurcht und das herzliche Verständnis für die unvergleichlichen Schätze der Lorenzer und Sebalder Kirche, die schlichten Heimstätten Hans Sachsens und Dürers und für all die tausend Reize vom hochragenden Luginsland der Burg bis zu den winkligen, hochgebiegelten Gäßlein und plätschernden Brunnen erweckt. Von E. Th. A. Hoffmanns wunderfeinen Schilderungen aus der Heimat des Meister Martin des Käufners und seiner Gesellen bis zu dem bestrickenden Zauber von Richard Wagners Meistersingerszenen gehen feine Fäden; immer reicher und voller blühten die lebensvollen Stimmungen altfränkischer Traulichkeit, Feinheit und Genialität empor und ergriffen unentrinnbar den Fremden, der mit geneigtem Sinn an all den Stätten großer und eigenartiger Erinnerungen vorüberstreift.

Fast immer ist es das Bild des machtvollen Nürnberg zur Zeit der Renaissance und Reformation, da der reichste Kranz großer Bürger ihm gegeben

war, da ein Dürer, Hans Sachs, Peter Vischer, Adam Kraft und Pirkheimer lebten und den Geist der Wittenberger Nachtigall ebenso begeistert begrüßten, wie den gewaltigen Höhenflug der neuen Kunstströmungen in Italien. Da ist es nun eine seltene und höchst originelle Ergänzung, daß Jean Paul nicht in jene großen Zeiten sich versenkt, als der geniale Aufschwung dieser gewaltigen Geister weit hinaus über die Eigenart spezifisch fränkischen Wesens ihre gewaltigen Aufgaben im höchsten allgemein menschlichen Sinne löste. Hier wäre kein Raum für das besondere Gebiet Jean Paul'schen Humors und feingearbeiteter niederländischer Kleinmalerei gewesen. Ihn interessierte das Nürnberg des achtzehnten Jahrhunderts, seiner eigenen Zeit, da die Meistersingerei recht armselig geworden war und wie ein idyllischer Nachklang aus großer Zeit nur noch ein altfränkisch-unmodernes Dasein fristete, da die biederer Spießbürger und geckenhaften Patrizierjöhne mit Stolz auf ihre berühmte freie Reichsstadt blickten, und da doch noch soviel Originalität auch in den kleinen und beschränkten Verhältnissen zu finden war. Auch die Erinnerung an jene wunderliche Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege zieht er heran, als die Gelehrten und Gebildeten sich aus dem Entsetzen der furchtbaren Kriegsläufe in eine schönere Welt zarter, geselliger Freuden hineinzuleben suchten und in den drollig steifen Masteraden der Pegnitzschäfergesellschaft oder des gekrönten Blumenordens die gemeine Wirklichkeit des Daseins mit einem seltsam unnatürlichen Rosenschein von Poesie verklären wollten, — jene Zeit, wo man glaubte, daß jeder gebildete Mensch ein Poet werden könne, und wo der wackere Ratsherr Harsdörffer den berühmten „Nürnberger Trichter“ erscheinen ließ, durch den man die edle artem poeticam in wenig Stunden gründlich und umständlich erlernen konnte. So ist es ein Idyll von der wunderlichen Anmut eines Spitzweg'schen Bildes geworden, das im zweiten Bande der „Palingenesien“ vor dem Leser mit lebenswarmem Behagen aufgerollt wird.

Aus den Kinderzeiten her ist dem Dichter schon die Begeisterung und Liebe für die klassische Heimat des Nürnberger Landes in Fleisch und Blut übergegangen, denn die phantastischen Gliedermannlein und Puppen erschienen ihm mit ihren grellen Farben immer kostlicher als alle Statuen des alten Rom in ihrer kalten Marmorschönheit. Wie freut er sich deshalb, als er mit einem drolligen Begleiter, dem gutmütig-törichten Hornrichter (Rammacher) Stuß, aus Hof ausmarschiert und über Bayreuth und Erlangen dahergiebt nach der alten Reichsstadt. Nach einer seligen Nachtwanderung schimmert am hellen Morgen ihnen der hohe Luginsland entgegen und über den Judenbühl (Stadtpark) nehmen sie ihren Einzug in die Stadt. An der „Mistgrube“ (ältere Veillodter Straße) vorbei gelangen sie zu den frischen, blühenden Gärten des Stadtgrabens, philosophieren zwischen dem reichsstädtischen und brandenburgischen Schlagbaum über die Unmöglichkeit einer absolut genauen Grenzbestimmung und passieren mit einem kupfergestochenen Stadtplan bewaffnet zum Läufertor hinein. Da gibt es aber sogleich Händel mit der Torwache, denn der Paß wird ihnen abverlangt, und es zeigt sich, daß der Dichter in Hof aus Versehen den Paß eines französischen Grafen eingesteckt hat, dessen verschollene Tochter er in Nürnberg suchen soll. Rasch entschlossen

gibt er sich selbst für den Grafen aus, und Stuß muß ihn mit auserlesener Chrfurcht behandeln. Misstrauisch läßt ihn die Wache passieren, und in seiner neu-erworbenen gräflichen Würde stellt er sich nun vor, alles sei zu seinem Empfang in Nürnberg besonders großhartig vorbereitet worden: die Glocken läuteten auf allen Türmen, die Frühprediger stehen auf ihren Kanzeln, um zu erwarten, in welche Kirche er eintritt; die Gemüseweiber auf dem Markte rufen ihn begeistert an, und Petersilie und Gemüse ist wie Blumen auf den Weg gestreut, die bewaffneten Bürgerkompagnien sind in ihre Häuser verteilt, weil man nicht weiß, wo er vorüberkommt, die Springbrunnen plätschern, alle Blumenbinderinnen begrüßen ihn, und die hohen Bogen der Straßenlaternen sind sicher als Ehrenpforten gedacht. Stadtgardisten zu Pferde sprengen auf und ab, ja sogar einige „Weisheiten“ (Ratsmitglieder) und drei Patrizier in erlebener Tracht kommen daher, während er errötend ausweicht, um ihren Ovationen zu entgehen. In dem alten Hause des großen Hans Sachs, dem schlüchten Gasthof zur „Mausefalle“, hält er Einkehr, denn hier stellt er als französischer Graf mindestens soviel vor als ein Markgraf im „Roten Hahnen“, der „Goldenen Gans“ oder dem „Reichsadler“. Nach einer behaglichen Ruhepause geht er in den Harsdörffer'schen Irrhain, einen seltsam angelegten Garten bei Kraftshof, der einst für den gekrönten Blumenorden gesät und gepflanzt war. Dort träumt er sich in den belaubten Labyrinthen der Wege und den versteckten, lauschigen Hütten in die alten Zeiten zurück, da die würdigen Herren Harsdörffer, Klajus und andere hier wandelten, und schreibt seinem liebsten Freunde Leibgeber einen originellen und begeisterten Brief. Aber der Gedanke an seine schwere Aufgabe treibt ihn wieder heraus: er soll die verschollene Tochter des echten französischen Emigrantengrafen suchen, dessen Paß er bei sich führt. Nun heißt es, in 219 Gassen ohne die Gäßchen und „Rehlein“ die Rechte herauszufinden. Er weiß von ihr nur, daß sie zu ihrem Lebensunterhalt kunstvolle Seidenwesten stickt und bei einem Fleischer wohnt. Aber ist dieser Biedermann auf dem Hübnersplatzlein, dem Gräslein, in der Bistelgasse, im Würzelein oder im Pfeifergäßlein zu finden? — Wer kann das wissen! Da gründet er auf die Westenstickerei seinen Plan: er will sich an jeden Träger einer feinen gestickten Weste in den öffentlichen Kaffehäusern oder sonstigen Lustorten heranmachen und unauffällig nach der Urheberin des Westenkunstwerks sich erkundigen. In allerlei Kaffehäusern, Weinschenken, im Schießgraben, auf der Hallerwiese und im Judenbühl treibt er sich vergeblich herum, zur Besichtigung der berühmten historischen Kleinodien und der Kunstsäcke Nürnbergs findet er gar keine Zeit, schon fällt er durch seine seltsamen Fragen an die Träger einer kunstvollen Weste auf, — da führt ihn der Zufall auf eine gute Spur. Er steht zufällig auf dem „Säumarkt“ und sieht dem vornehmen, düsteren Gepränge einer sogenannten „Dreierleiche“ zu, als hinter ihm irgend jemand ausruft: „La comtesse Georgette“. Er schaut sich um und sieht einen jungen, höchst geckenhaft gekleideten Patrizier, „vom Cylinderhute bis auf den Sockuschuh schwarz verkohlt — das Mondviertel eines Kamms in den Scheitelwimpern, — das aufgestülpte Kinn in den Brettervorsprung und Wall einer Krawatte eingestoßen, mit dünnen, wie

Pfähle schwarz angelaufenen Beinen.“ Der junge Herr spricht sehr zuversichtlich von seinem unbedingten Glück bei den Frauen und erzählt seinem Nebenmann, daß er morgen auf die Gräfin Georgette Sturm laufen, vorher aber aufs Ländlein, auf den Dutzendteich gehen werde. Sogleich macht sich der Dichter andern Tags, es ist gerade ein schöner Sonntag, auch auf, um das Herrlein am Dutzendteiche aufzusuchen. Er findet ihn auch in dem lebendigen Treiben des Wirtshauses am Teiche, wo die vornehme Welt Nürnbergs in steifer Würde verkehrt, und wo der törichte Geck bald in blasierter Koketterie um die jungen Patrizierstöchter herumtanzt, bald in spreizbeiniger Groftuerei zwei „Weisheiten“ (Ratsherren) über die Mängel Nürnbergs im Vergleich mit Paris eine Vorlesung hält. Der Dichter greift aus Zorn über solche Großsprecherei in die Unterhaltung ein, gibt sich selbst als Pariser aus und preist die gediegenen Charakterzüge des deutschen Wesens. Während einer kurzen Entfernung des Dichters hat sich der junge Patrizier auf den Dutzendteich zu einer frohen Gondelfahrt begeben und lädt nun auch den zurückkommenden Dichter zum Mitfahren ein. Im Boote findet sich endlich Gelegenheit, auf die gestickte Weste des jungen Mannes zu kommen — und wirklich, sie stammt von der Gräfin Georgette; ja auch ihren Mietsherrn nennt der ahnungslose junge Mann: es ist kein Fleischer, sondern ein Drechsler namens Metzger. Wo er wohnt, wird freilich noch immer nicht klar. Dennoch kehrt der Dichter jetzt ganz besiegelt um und will mit dem bunten Schwarm der Sonntagsausflügler heimwärts wandeln; denn „halb Nürnberg war zum Tor hinausgefahren, und die andere Hälfte zum Fenster, um jener nachzuschauen, — hier zog ein Leiterwagen mit einer gepützten lachenden Völkerschaft, dort ein dergleichen Eliaswagen, der nicht zum Himmel fuhr, sondern davon kam über die Hallerwiese, den Judenbühl, die Johannisfelder müssen mehr Menschen geslattert sein als Abendschmetterlinge; — und jede Frau, die ein Kind im Hause und ein Gemüsebeet im Stadtgraben hatte, ging mit jenem um dieses und bezah den Segen Gottes.“ In frohen Träumen wandelnd überhört er aber den „Garaus“, dann die Hornrufe auf den Toren bei der Sperre; und erst, als um neun Uhr die Feierabendglocke läutet, kriecht er gegen ein erhöhtes Einlaßgeld durchs Hallertürlein wieder in die Stadt. Aber wer soll bei völliger Dunkelheit und in dem Gewirr der hundert Gäßlein die Mausefalle wieder finden? Die Straßenbeleuchtung ist höchst mangelhaft, denn außer den Talglichtern im Innern der Häuser brennt keine Laterne; nur durch Spiegel außen an den Häusern wird das kümmerliche Licht von innen nach außen reflektiert. Er irrt durch die Nägeleinsgasse auf den Geiersberg, in die hintere Füll, die vordere Füll, das Hundsgäßlein, den Milchmarkt und schließlich gar in die Elendengasse. Schließlich ist er in einem Sackgäßlein oder Renklein gefangen. Aber hier leuchtet ihm die ganze wogende Lichtfülle einer bürgerlichen Haushaltung entgegen, Kinder spielen drin mit Puppen, — und siehe: — da sitzt mitten drin der junge geckenhafte Patrizier. Sogleich wittert der Dichter etwas von der Nähe der Gräfin Georgette. Er tritt eilig ins Haus und hat sich nicht getäuscht: hier wohnt der Drechsler Metzger. Eine echte, alte Nürnberger Spießbürgerwohnung tut sich

mit allem idyllischen Zauber auf: Der wackere Drechsler ist ebenso bewandert in Nürnberger Spielzeugarbeiten wie in alten Meistergesängen. Eben lackiert er eine weiße Täubin und singt dazu ein altes Lobslied auf die Vaterstadt:

„O Nürnberg, du edle Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit dran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entprossen.“

Der Dichter will den singenden Meister vertraut machen, um von ihm den rechten Weg nach der „Mausefalle“ zu erfahren, und führt ihm deshalb zu Gemüte, daß sein Absteigequartier ja das alte Haus Hans Sachsens sei, den er für den größten Nürnberger Meistersinger aller Seiten halte. Da kommt er aber bei dem wackeren Meister schlecht an; denn der hält sein Urur-Herrlein, den Herrn Ambrosius Mezger, für viel bedeutender, da dieser doch ein Magister, während Hans Sachs nur ein armer Schuster war. Und was hat dieser treffliche Lehrer am Gymnasio Alegidiano nicht alles für die Meistersingerei geschaffen: er hat die Weber-Kräzen-Weis erdacht, die Cupidinis-Handbogenweis, die Heiztränenweis, die Krummzinkenweis mit dreizwanzig Reimen, die verschaltete Fuchsweis und Fett-Dachsweis mit noch viel mehr Reimen. Er selbst versteht die seltsamen Kunstreichen Stollen des Urur-Herrleins ohne Bock und Klebsilben abzusingen, aber es geht leider traurig darnieder mit der Meistersingerkunst, und in der ganzen Stadt ist auch für Geld kein tüchtiger Merker mehr zu haben. Unterdessen hat der Dichter die Blicke durch die Wohnstube schweifen lassen, die sich gleichend, gebohnt und gewaschen geradezu als das Kunstwerk einer immer geschäftigen „regierenden Hausfrau“ erweist. Dabei atmet alles eine wahrhaft idyllische Traulichkeit. „Der Großvater oder das Herrlein schnarcht im Großvaterstuhl unter den Spielen der Kinder, — der Geselle hobelt eine hölzerne Bäuerin zur galanten Frau hinauf, indem er das überflüssige Rockblätterholz abraspelt, — auf dem Schieferstische multipliziert der älteste Sohn die Einwohner Nürnbergs mit sich selber mit Kreide und erlöstigt sich am breiten Multipliziererexempel voll Nullen, — hinten am Ofen steht der funkelnde Nordschein der kupfernen Prangkuchen d. i. Prunkküche, und der Backtrog erhält eine gelinde Wärme auf morgen. Der junge Patrizier kriecht um die rüstige, redselige Meisterin wie ein Ohrwurm um die Nase und machte immer, daß sie sich lobte. „Ich knete alles selber“, sagte sie, „und lasse keine Magd über den Backtrog.“ Man sieht, er wollte mit ihr als mit einer Zuckerstange die Gräfin Georgette fassen.“ Das größte Gaudium aber entsteht jetzt durch die Kinder. Sie haben ein buntes Brett voll hölzerner Könige und vornehmer Leute vor sich. All diese Figuren sind beweglich, und zwar können sie infolge eines sinnreichen Mechanismus dadurch in lebhafte Bewegung gebracht werden, daß man lebende Vögel durch eine verschließbare Öffnung hereinläßt; diese hauchen dann durch ihr Flattern, Hüpfen und Springen den Figuren ein scheinbares Leben ein. Die Kinder quälen nun unausgesetzt den Vater, daß er die Vögel hineinließe. Er läßt sich erweichen, und in einen hölzernen König kommt ein Baunkönig, in einen Domprobst ein Gimpel, in einen

Minister mit Orden eine Kohlmeise, in einige Kammerherren Spähen, und die Königin wird mit zwei Hofdamen zugleich von einem einzigen Staarmatz regiert. Raum sind die Vögel eingesezt, so beginnt die ganze vornehme hölzerne Gesellschaft mit den Köpfen zu schütteln und zu nicken, zu krächzen, zu plappern, Arme und Beine zu regen, Zungen und Schnäbel gegeneinander auszustrecken. Die Kinder halten alles für wirkliches Leben und wissen des Jubels kein Ende. — Plötzlich stürzt des Dichters drolliger Begleiter Stuß herein und verkündet atemlos, was der Dichter schon weiß, daß die Gräfin Georgette sich hier im Hause verborgen hält. Mit schnellem Entschluß gibt sich Jean Paul als der Vater der Gräfin aus, zeigt dem erstaunten Kreise seinen Paß vor und beauftragt die trippelnde Alte, den Paß zur jungen Gräfin zu bringen und sie auf das Erscheinen ihres Vaters vorzubereiten; alles gerät in Aufregung, selbst das Herrlein im Großvaterstuhl wacht auf und weiß sich in nichts zu finden. Im dunkeln Kämmerlein stürzt die junge Gräfin, von ihrer verschämten Armut bald vielleicht erlöst, mit einem Freudenschrei dem vermeintlichen Vater ans Herz. Ehe aber bei besserer Beleuchtung die Entdeckung der Täuschung eintritt, hätte Stuß beinahe die Sache schon verdorben, denn er hatte sich unten in der Drechslerstube an einer Vierieruhr vergriffen, die wie eine gewöhnliche abgelaufene Wanduhr aussah, aber beim Aufziehen plötzlich einen Fuchsschwanz über Stußens Gesicht herausprellen ließ. Vor Schreck ruft er den Dichter beim wahren Namen. Noch kann er sich mühsam herausreden, flüstert aber unter zärtlichen väterlichen Umarmungen der Gräfin zu, sie solle nur so lange die Rolle seiner Tochter spielen, bis er den jungen, geckenhaften Aristokraten weggescheucht hätte. Als der aufmerksam gewordene Patrizier dann beginnt, seine Zweifel an der Tochterschaft der Gräfin zu äußern, setzt sich der Dichter furchtbar in Szene und spielt vor trefflich den beleidigten Vater, den unglücklichen Emigranten und den stolzen Aristokraten. Das schüchtert den Patrizier derartig ein, daß er nur noch die Arbeit an seiner Weste bezahlen und dann gehen will. Das stimmt den vermeintlichen Vater sofort wieder zur Milde, er schlägt eine allgemeine Versöhnung vor und verläßt selbst mit dem Patrizier friedlich das Haus und die verblüffte Gräfin.

Sein nächster Besuch in Nürnberg gilt der berühmten Insel Schütt, von zwei Armen des Pegnitzstromes umflossen, der auf seinem eiligen Wege durch die Stadt damals siebzig große Räder umwälzte und ihm so als ein wahres Urbild der Kraft stolz entgegenglänzt. Er erinnert sich dort voll herzlicher Liebe der fernen Geliebten, die er er im längst bereuten Unmut jüngst verlassen hat, und gibt sich der wunderbaren Naturstimmung hin, die ihn hier im Abendhauche umspielt; die Wellen und die Fische, die Vögel und die Abendlüfte umzirken die Insel immer schöner. „Die allgewaltige Natur schloß mich in ein immer engeres und einsameres Tempe von Sternen, Blüten, Tönen und Bildern ein und trennte durch Schatten meine Träume wie Frühlingsblumen von dem stechenden Strahle der Gegenwart. Jedes Blatt und jedes Wellchen schlug mit dem andern in der stillen Nacht lauter zusammen. Mir war, als hört ich den Tritt

der Sterne, die in die Erde hereinstiegen. Aber in einer solchen magisch verdunkelten Stunde, wo die Irrlichter der Träume uns glänzend nachfliegen und spielend entrinnen — in dieser beredten, heiligen Einsamkeit, wo der Geist geflügelt durch die Täler, über die Berge, von einer großen Wolke zur andern und von den sichtbaren Sonnen zu den tiefsten geht und zwischen den Zeiten umher: da geht er nie allein, sondern ewig führt er eine Seele an der Seite, die er innig liebt, und der er alles zeigt, und mit der er auf den Höhen betet, und die er in den Frühlingstälern umarmt unter dem Abendrot.“ Mächtig wallt da die Sehnsucht nach der Geliebten in ihm empor. Er eilt aus dem betäubenden abendlichen Frühlingsduft dieser Molukkeninsel in seine niedere Stube, um sich Papier und eine Laterne zu holen und draußen im Harsdörffer'schen Irrhain ihr einen Brief zu schreiben. „Da ich im Garten ankam, sah ich nichts vor mir als die Ruhe und den Himmel, und im Mondlicht lagen nur kurze Schatten, gleichsam die Fußtritte der umherschleichenden Nacht, — das große Kleid des Frühlings lag ohne Rauschen auf der Erde, — nur in den Laubgängen lispelte es, als wenn murmelnde Träume in ihnen gingen, und die hohen Bäume wirkten zuweilen wie betäubt vom Schlaftrunk des Taues, — in den mit Laube leicht bekleideten Gesellschaftshütten wohnte hinter der lichten Schwelle nur ein oder ein paar zerrissene Schatten, wie Reste von uns SchattenrisSEN, und ein grausilberner Nachtschmetterling kroch darin auf seinen Flügeln, — die Nacht lag wie die Ewigkeitsschlange zusammengeringelt im finsternen Heim zwischen den Bäumen. — Dieses stumme, blaße Reich des Mondes und des Schlummers, worin nur die laute Seele, die Nachtigall, Träume austeilt, die enge, flatternde Hütte, woren ich nun trat, der Lichtwirrwarr und Blätterglanz, das Geräusch, das ich allein machte, das Tischchen, worauf eine Wolke, von Kindern zurückgelassene Kette von offenen, schlaflosen Dotterblumen lag, und mein abgesondertes Arbeiten, diese hebenden, sichtbaren und unsichtbaren Hände zogen mir gleichsam die ganze Erde und Wirklichkeit unter den Füßen weg, und ich hing spielend gewiegt über den entblößten Sonnen unter mir, die mich alle liebkosend anschienen, und ein dunkler, elastischer Aether hielt mich und das Sonnenglanzgold und die bleichen Perlen von Monden schwimmend, und wir sanken nicht unter.“

Voll tiefer Wehmut gedenkt er in dieser Stimmung einer Kränkung, die er der Geliebten zugefügt, entsetzlich fahrt ihn der Gedanke an, daß sie sterben könne, ehe er sich mit ihr ausgesprochen und versöhnt hat, — aber die Schatten der Nacht entweichen und mit ihnen die drückende Angst um die Geliebte. „Auf einmal, als ich mich aus einem Schatten wieder in das Mondlicht umwandte, so rauscht es plötzlich durch den ganzen Garten, — ich blickte erschrocken auf, — da schaute mich der ganze Himmel mit allen seinen tausend ewigen, stillen Augen freundlich an, — und der halbe Mond stand wie ein Stirnblatt gerade in seiner Mitte; — ein Flug Zugvögel sank aus dem Blau in unseren Frühling mit freudigen Lauten nieder, die Geisterstunde schlug in den Türmen aus, und die ersten Minuten des Morgens und der Hoffnung kamen an.“ — Mit einer wundervollen, stillen Zuversicht endet diese stimmungsvolle

Nacht im blühenden Garten des gekrönten Blumenordens, in dessen dichten Laubgängen die Geister verklungener Tage seltsam im Mondglanz vorüberhuschten. —

Am andern Tage wird schon die schöne, empfindungsreiche Stimmung des Dichters plötzlich grausam gestört, denn ein Nürnberger Stadtdiener klopft auf einmal an seiner niedrigen Stube in der „Mausefalle“ an und erklärt, daß er den Befehl habe, ihn nach dem „Garaus“ (Sonnenuntergang) zum Reichsschultheißen auf der Burg zu führen. Er wechselt die Farbe, und alle gewaffneten Geister der Furcht treten vor ihm auf, denn er ahnt sofort, daß es sich um den falschen Pfarr und um die Grafenwürde handelt. Was sollte ihn retten vor einem solch gewaltigen und gestrengen Mann, dem ältesten der dreizehn alten Bürgermeister, erstem Losunger, kaiserlichem wirklichen Rat, Siegelbewahrer des Reichs und Bewohner der Reichsfeste. Vergeblich sinnt er auf Ausreden und beschließt zuletzt, einfach bei der Wahrheit zu bleiben und zum Beweis seiner wirklichen Persönlichkeit sein Kupferstichporträt aus der Buchhandlung mitzunehmen. Mit Entsezen denkt er daran, daß nach der Behauptung mehrerer Gelehrter die Nürnberger einstmals ihre Gesetze ebenso wie die Seifenriegel aus Benedig eingeführt haben; alle Schrecken der heimlichen, peinlichen Gerichtsbarkeit tauchen vor ihm auf, und er weiß, daß die Wahrheit vor Gericht ebenso tief und unergründlich ist wie der tiefe Brunnen von sechsundfünfzig Klaftern auf der Nürnberger Burg. Er bringt einen schrecklichen Tag zu. Durch all die krummen Gäßlein gehts hinauf nach der Reichsfeste, und bei Nacht und Nebel tritt er mit dem Ratsdiener in den Burghof, an dessen Pforte ein gemalter Geharnischter Wache hält. Er sendet noch ein kurzes Stoßgebet zur heiligen Anna empor, deren segenbringender Arm im goldenen Etui unter den Reichsheiligtümern in Nürnberg aufbewahrt wird, tritt dann mit bangen Gefühlen in das weite Steingewölbe und putzt sich vor der Treppe sorgfältig die Stiefel ab, denn da liegt in guter Beschaulichkeit eine Schuhbürfste, und am Pfeiler daneben hängt die amtliche Gebrauchsanweisung:

„Wer treten will die Stiegen herein,
Dem sollen die Schuh fein sauber sein,
Oder vorher streifen ab,
Dah man nit drüber zu klagen hab'.
Ein Verständiger weis das vorhin,
Wie er sich halten soll darin.“

Der Reichsschultheiß empfängt ihn würdig im vornehmen reichen Plüschtgewande und redet ihn mit gemessener Ruhe an. Der Dichter erklärt offen, daß er der im Passe genannte französische Graf von Baraillon nicht sei, sondern daß dieser friedlich in Hof sitze. Geschickt entschuldigt er seinen kleinen Betrug damit, daß er die Umständlichkeit des Verfahrens gescheut habe, bis man seinen richtigen Pfarr in Hof hätte feststellen lassen; denn sicher wäre er solange in Gewahrsam genommen worden und hätte keines seiner dringenden Geschäfte erledigen können. Er sei hier in wichtigen literarischen Arbeiten für seinen Freund Siebenkäs tätig. Der Reichsschultheiß meint, daß er von dem Altdorfer

Professor Siebenkees rede, der eine kleine Chronik von Nürnberg geschrieben hatte, und macht ihn darauf aufmerksam, daß der Mann schon lange tot sei. Außerdem müsse er auch einen andern Jean Paul meinen, denn der unter solchem Namen bekannte Schriftsteller werde sogleich in Person erscheinen. Der Dichter weiß nicht, ob er noch bei Verstande ist oder einem gräßlichen Fieberwahn anheimgefallen ist, da er seinen eigenen Doppelgänger sehen soll. Indem kommt auch bereits ein Diener herein, der die Ankunft des Herrn Jean Paul meldet und sogleich die Türen öffnet. Mit rückwärts gewandtem Gesicht tritt ein Herr herein, der noch einige Worte an den Diener richtet; dann dreht er sich um, und siehe: — es ist der wirkliche Armenadvokat Siebenkäss aus Kuh schnappel, der berühmte Held aus Jean Pauls gleichnamigen Roman, in dessen Wesen er sich selbst dereinst mit all seinen Nöten und seinem genialen Streben verkörpert hat. Noch ist alles seltsam genug, der beglückte und befreite Dichter sinkt dem Freunde an die Brust und bittet um Aufklärung, wie er plötzlich in diese Umgebung käme, da verweist ihn Siebenkäss lächelnd — auf das letzte Kapitel der Geschichte. — Hier findet sich denn auch die höchst merkwürdige Aufklärung: auch der Reichsschultheiß ist nicht echt, sondern eine andere Hauptgestalt aus dem „Siebenkäss“, der Schulrat Stiefel aus Kuh schnappel. Und nicht einmal der Ort der Handlung stimmt: — der Dichter befindet sich nicht auf der Burg von Nürnberg, sondern im Gasthof zum „Reichsadler“. — Die beiden Freunde haben sich den Spaß gemacht, die mangelhafte Ortskenntnis des Dichters auszunützen und ihn durch einen verkleideten Stadtdiener nach dem berühmten alten Gasthof zitieren zu lassen. Nun klärt sich alles auf: der Armenadvokat ist nach Nürnberg gekommen, um Prozeßangelegenheiten wahrzunehmen, hat durch seine Frau von dem Auftreten des Dichters als französischer Graf vernommen und beschlossen, ihn ein wenig damit zu necken; der Schulrat hat eine Studienreise hierher gemacht, um die Landkartensammlung und die Inkunabeln der Bibliotheken zu besichtigen. Alle drei freuen sich über den gelungenen Scherz ebenso wie über das unverhoffte Wiedersehen; und um den Tag würdig und stimmungsvoll zu beschließen, nehmen sie sich vor, in der mondheilen Frühlingsnacht noch nach dem Harsdörffer'schen Irrhain hinauszutwandern, in dessen Blumengründen die umherliegenden Wolken unterm Monde die grüne Erde zauberhaft auf- und zudecken. Voll Seligkeit und Sehnsucht sprechen die Freunde von ihren geliebten Frauen daheim, während der arme Schulrat schmerzbewegt sich in einen dunkelnden Laubgang versiert, denn das treue Herz seiner Venette ruht schon verschlossen unterm Leichenstein. Da beginnen in der Tiefe des Gartens zwei Waldhörner mit wunderbar wogenden und zurückweichenden Tönen zu klingen. Ihre Töne erwecken im Herzen des Dichters eine unentrinnbare Sehnsucht nach der geliebten Gattin daheim, und er beklagt es tief, so weit von ihr entfernt zu sein. Da treten dem Freunde die Tränen in die Augen, er umarmt ihn und verkündet ihm: sie ist mit seiner eigenen Gattin hier im Garten — in der Laube. Im seligen Gefühl unwarteten Glückes eilt der Dichter auf die dunkelnde Laube zu: eine weiße Gestalt sitzt davor dem Eingang zugekehrt, noch zweifelt er, — da

steht sie auf, singt leise die Melodien der Waldhörner nach, auf einem kurzen Bogenwege lenkt sie gerade auf ihn zu, die Wolkenschatten flattern zurück — sie ist's, Hermine, seine Gattin! Das innigste Glücksgefühl durchströmt sie beide, sie erkennen erst jetzt, wie herzlich sie sich lieben. „Da wurde das ganze Herz dem warmen Regen der liebenden Wonne aufgedeckt, und die Sterne zitterten um uns wie glänzende Freudentränen, und die lichten, hintereinander gereihten Wölkchen standen als weiße Regenbogen des Friedens im Himmel, — und ein sanftes Rauschen, wie das eines verwehten Gewitters blätterte den Garten auf, und irre weiße Dunstflocken des blauen Aethers wiegten sich auf den Lönen der Hörner und zerflatterten harmonisch in lichte Punkte, die den Mond umzingelten.“ Erst das Wiedersehn gibt doch die rechte Darstellung von der Tiefe der Liebe zwischen zwei Menschen. Frohbewegt danken sie dem Freunde und der Freundin; denn diese haben die zurückgezogene, wehmütige Hermine zu dieser aufheiternden Reise und zu dieser unverhofften Überraschung des Gatten aufgemuntert. Das Glück der Ehegatten wird an diesem wundervollen Abend neu begründet. Im Unmut waren sie von einander geschieden, jetzt haben sie sich wieder gefunden; und der Dichter faßt im tiefsten Herzen den Entschluß, dieser trefflichen Frau das Leben künftig so leicht als möglich zu machen und ihr noch recht viel Freuden zu bereiten, ehe das wolkige Alter hereinbricht, wo steigende Nebel den kurzen Tag verfinstern. Die Waldhörner brechen ab, die kältere Nachtluft treibt die kleine Gesellschaft der Freude in die schlafende Stadt zurück, der Dichter und die Gattin sprechen sich über alles aus, und die Waldhornklänge des beglückenden Gartens tönen noch lange ihnen in den Ohren wie die träumenden Tage der ersten Liebe.



Heilige Zeit.

Erschüttre uns, du Geist des neuen Lebens,
 Dass wir erkennen diese heil'ge Zeit,
 Der unser Sein und Sinnen sei geweiht
 Und alle Kraft des Dienens und des Gebens!

Guido Hartmann.

